

A. S. WEBB

DAUGHTER
OF FATE

A. S. WEBB

DAUGHTER
OF FATE

DIE LÜGE DER
GÖTTER

Roman

Aus dem Englischen von
Charlotte Lungstrass-Kapfer

penhaligon

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel »Daughter of Fate« bei Michael Joseph, a part of the Penguin Random House group of companies, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Das Zitat auf S. 7 stammt aus der Übersetzung von Homers »Ilias« durch Robert Fagles. In: Penguin Classics (Hrsg.): The Iliad / The Odyssey, London 1999.

Der Auszug der Hymne »An Allmutter Erde« auf S. 369 f stammt aus der Übersetzung der Homerischen Hymnen von Jules Cashford. In: Penguin Classics (Hrsg.): Homeric Hymns, London 2003.

In diesem Buch werden Neopronomen verwendet.
Da es zum Zeitpunkt des ersten Erscheinens für die deutsche Sprache noch keine einheitliche Regelung gibt, haben wir uns als Verlag für das Neopronomen *dey* entschieden.

1. Auflage 2026

Copyright © 2025 by A.S. Webb

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 by Penhaligon
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktivsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Wiebke Bach

Umschlaggestaltung und -motiv: © Anke Koopmann | Designomicon
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock (blackboard1965,
Tatkhagata, Lena Bukovsky, Anastasiya Deriy, Anjar G, 80's Child)

SH · Herstellung: fe

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3372-4

www.penhaligon.de

Für all jene, die ihre Verlorenen mit sich tragen.

Das Schicksal? Keiner unter den Lebenden
ist ihm je entronnen, sei er nun tapfer
oder voller Feigheit ... es wird mit uns geboren,
wenn wir das Licht der Welt erblicken.

HOMER, *ILIAS*

EINTAUSEND JAHRE ZUVOR

Kronos hob seine Fackel und starrte zu den steilen Hängen des Olymp hinauf. Der Schweiß brannte ihm in den Augen. Junge Buchen umstanden ihn wie grüne Wächter, ihre Blätter raschelten im Wind. Er atmete tief ein. In der kühlen Luft hing noch der frische, erdige Duft des wilden Oregano, der zwischen den silbrigen Stämmen wuchs. Jenseits des hügeligen Waldstreifens ragten die Felsen über Eis und Wolken bis in den schwarzen, mit Sternen übersäten Himmel hinauf. Abwartend. Lauernd.

»Vater!«

Kronos drehte sich um. Sein ältester Sohn Zeus erklimmte hinter ihm den steilen Pfad, ebenfalls mit einer Fackel in der Hand, deren flackerndes Licht tiefe Schatten auf sein Gesicht zeichnete.

Kronos seufzte. »Du hättest mir nicht folgen sollen.«

Sofort blieb Zeus stehen, erschöpft, aber unnachgiebig.

Und plötzlich sah Kronos nicht länger einen Mann vor sich, sondern einen Jungen: schlaksig, mit großen, meerblauen Augen und demselben Trotz im Blick wie damals, als ihm von seinem jüngeren Bruder Poseidon die kleine Holzkuh geraubt worden war, die er so hingebungsvoll geschnitzt hatte. Wie hatte Zeus so schnell erwachsen werden können? In seine Augwinkel hatte die Sonne bereits erste Falten eingegraben, und an seinem schmalen Kinn wuchs ein dichter Bart. Er war schon fast dreißig. Als Kronos noch jünger gewesen war, hatte er oft zu hören bekommen, dass sie eher wie Zwillinge aussähen, nicht wie

Vater und Sohn. Heute wusste er nicht mehr, ab welchem Alter sein Körper schließlich die Wahrheit offenbart hatte.

Ein merkwürdiges Gefühl, sich über den Lauf der Zeit Gedanken zu machen, wo er doch kurz davor war, zu einem alterslosen Wesen zu werden.

»Vater, bitte ...«

Schweren Herzens wandte sich Kronos wieder seinem Aufstieg zu.

»Du könntest sie retten.«

Die Erinnerung an den letzten Blick auf seine Tochter Hestia, noch ein Baby, eingewickelt in warme Decken, ließ ihn innehalten. Ein stechender Schmerz erfasste ihn, als er an ihr bleiches Gesicht dachte, das im Schein des Herdfeuers zu ihm aufblickte. Hastig schob er den Gedanken beiseite. Er durfte nicht zulassen, dass sein Geist diesen Weg einschlug. Hatte er erst von der heiligen Frucht gekostet, würde er kein Ehemann und Vater mehr sein. Er musste seiner Berufung folgen, und sie verlangte, dass er alles hinter sich ließ, was er einst gewesen war. Es war das größte aller Opfer, erbracht für die größte Ehre, die ein Mensch sich je erhoffen konnte: zu einem Titanen zu werden.

»Wir haben das besprochen. Geh nach Hause, Zeus.«

»Ist es dir denn vollkommen gleichgültig?«

Kronos ging ein paar Schritte.

»Vater! Lass mich hier nicht so stehen.«

Obwohl die Worte seines Sohnes ihn mitten ins Herz trafen, ging er weiter und widerstand dem Drang, sich nach ihm umzusehen. Irgendwann verstummte Zeus, doch Kronos hörte seine rauen Atemzüge, als er wie ein Geist weiter hinter ihm herstapfte.

Sein schweres Bündel, die Fackel und die Dunkelheit sorgten dafür, dass Kronos nur langsam vorankam. Immer wieder rutschte er auf losen Steinen aus. Eine Zeit lang waren die Bäume ringsum so hoch, dass er den Berggipfel nicht mehr er-

kennen konnte, nur einen schmalen Streifen Himmel und ein paar Sterne. Dicke Wurzeln zogen sich wie Treppenstufen über den Weg, das helle Grün der Buchen wurde irgendwann durch dicht an dicht stehende Nadelbäume abgelöst. In den Schatten erklangen die Rufe von Eulen und anderen Kreaturen der Nacht. Plötzlich raschelte es vor ihm im Wald. Schnell suchte Kronos die Bäume ab; sein Blick blieb an einer Stelle zwischen zwei Kiefern hängen, an der die Erde sichtbar zerwühlt war.

Wildschweine.

Sofort griff er nach dem Messer an seinem Gürtel. Die Hauer der Tiere konnten einem Mann den Bauch aufreißen, was oft tödlich endete.

Doch nach einer Weile verstummte das Rascheln, und Kronos nahm seinen Marsch wieder auf.

Jedoch kam er nicht weit, da plötzlich hinter ihm ein Schrei ertönte.

Trotz aller guten Vorsätze fuhr Kronos herum. Zeus, der die Verfolgung noch nicht aufgegeben hatte, war über eine Wurzel gestolpert und hatte dabei seine Fackel verloren, die beim Aufprall auf dem Boden erloschen war.

Kronos fluchte leise. Verdammte sei die Sturheit dieses Jungen.

Sich sämtlichen Instinkten widersetzend wandte er sich von seinem Sohn ab und ging weiter.

Er kletterte über Felsspalten und tote Bäume hinweg, die vom letzten Sturm umgerissen worden waren und nun wie breite Ströme die Hänge blockierten. Der Pfad wurde steiler, die Bäume blieben zurück, aus weichem Waldboden wurde Gestein, doch Kronos stieg weiter bergan. Immer heftiger zerrte der Wind an seinem dicken Wollmantel und drohte, seine Fackel zu ersticken. Irgendwann musste er sich mit der freien Hand an den von Flechten überwucherten Gesteinsbrocken festhalten, um in dem losen Geröll nicht auszuruhsen. Und ebenso unerbittlich wie die Kälte auf seiner Haut

schmerzte ihn der innere Drang, sich nach seinem Sohn umzudrehen. Der Himmel über ihm wurde langsam heller, die Sterne verblassten und wurden durch das kalte Blau abgelöst, das der eigentlichen Dämmerung vorausging.

Im Schatten des höchsten Gipfels stieß er auf ein Felsplateau, das an einer Seite von einem tiefen Abgrund begrenzt wurde; beinahe senkrecht fiel das Gestein hier ab, tief unten schimmerte ein waldiges Tal. Und jenseits der Bäume, hinter einer grünen Ebene und einem weißen Strand am Fuß des Berges, breitete sich die Ägäis aus, glänzend wie dunkles Metall unter dem sich langsam erhellenden Himmel.

Kronos rammte seine Fackel zwischen einige Steine, anschließend entzündete er mit Zweigen und Farnen ein kleines Lagerfeuer. Einen Moment lang glaubte er, Zeus habe endlich aufgegeben. Dann aber erklomm sein Sohn die Geröllhalde und blieb am Rand des Feuerscheins stehen. Seine Kleidung war voller Staub, doch seine Augen brannten heller als die Flammen.

Unwillkürlich spürte Kronos Stolz in sich aufsteigen.

»Setz dich zu mir.«

Zeus warf seine Fackel ins Feuer und ließ sich neben seinem Vater auf einem Stein nieder. Inzwischen holte Kronos getrocknetes Ziegenfleisch aus seinem Bündel und reichte seinem Sohn ein paar Streifen davon. Während er selbst aus seinem Wasserschlauch trank, stürzte sich Zeus auf das Fleisch und stöhnte genüsslich, während er kaute.

Mit einem verstohlenen Lächeln streckte Kronos den Arm aus; in seiner offenen Hand lag eine Mandel.

Zeus schluckte seinen Bissen hinunter.

Kronos ballte die Hand zur Faust und pustete auf die geschlossenen Finger. Als er die Hand wieder öffnete, war die Mandel verschwunden.

Seinem Sohn entlockte das nur ein Stirnrunzeln. »Ich bin kein Kind mehr.«

Kronos seufzte schwer und fischte die Mandel aus der Tasche seiner Tunika.

»Es ist mir nicht gleichgültig«, beantwortete er leise die Frage, die Zeus ihm zuvor gestellt hatte. »Du, Poseidon, Hades, Demeter, Hestia und Hera ... mein Herz wird für immer euch gehören.«

Nun beugte Zeus sich vor und forderte: »Sobald du ein Titan geworden bist, kannst du heimlich nach Hause kommen, deine Kräfte nutzen, um Hestia zu heilen, und dann auf den Berg zurückkehren.« Er flüsterte die Worte, als befürchtete er, der Berg selbst könnte sie belauschen.

Kronos schüttelte den Kopf. »Du weißt, dass ich das nicht tun kann. Du musst jetzt stark sein und die Verantwortung übernehmen. Du bist jetzt das Oberhaupt deiner Familie.«

Angewidert lehnte sich Zeus zurück. Eisige Kälte brannte in seinen Augen. »Unserer Familie. Du hast immer gesagt, wir kämen an erster Stelle. War das eine Lüge?«

Ein schmerzhafter Druck breitete sich in Kronos' Brust aus. »Ich habe dich noch nie belogen, mein Sohn.«

»Warum weigerst du dich dann, dein eigenes Kind zu retten?«

Bedrückt ließ Kronos seinen Blick zum Gipfel des Berges hinaufwandern. »Ich wurde für eine höhere Aufgabe ausgewählt. Als einer der Zwölf werde ich das Gleichgewicht allen Lebens bewahren müssen. Ich darf nicht meine Liebsten über alle anderen Lebewesen dieser Welt stellen.«

Er ertrug es nicht, Zeus in die Augen zu sehen. So vieles hatten sie bereits gesagt, und doch konnte er es seinem Sohn einfach nicht begreiflich machen.

Nach einer langen Pause fügte er hinzu: »Ich habe der Schöpfung ins Antlitz geblickt. So soll es sein.«

Die Miene seines Sohnes verfinsterte sich noch stärker. »Meine Mutter hat ihr Leben gegeben, damit Hestia in diese Welt kommen konnte. Schätzt du ihr Opfer wirklich so gering?«

Bei der Erwähnung seiner Frau Rhea zuckte Kronos betroffen zusammen.

»Du solltest dich schämen für dein unbeherrschtes Mundwerk.«

»Nein, Vater, du solltest dich schämen.«

Verbissen hielt Kronos die vielen Worte zurück, die er seinem Sohn nun gerne an den Kopf geworfen hätte. Eisiges Schweigen breitete sich aus. Durch tiefe Atemzüge vertrieb Kronos die eigene Wut und ließ dann den Zorn seines Sohnes über sich hinwegspülen, bis aus den Fluten kleine Rinnsale wurden und schließlich der Kampfgeist aus Zeus' Blick verschwand.

Als der junge Mann ergeben den Kopf senkte, wurde Kronos ein wenig leichter ums Herz. Endlich ein Zeichen der Akzeptanz.

Ein Lichtstrahl schob sich in sein Gesichtsfeld, und er wandte sich nach Osten, wo die Sonne gerade über den Horizont stieg und das Meer mit einem rosig-goldenen Schimmer überzog. Dann musterte er den steil aufragenden Berghang hinter sich. Tränen liefen über Kronos' Wangen, als das honigfarbene Licht langsam den Berg hinaufkroch und die finsternen Spalten in goldenes Gestein und die dunklen Wälder in leuchtende Smaragde verwandelte.

Und dann hörte er es.

Ihn umfing eine Melodie, die er bislang nur in seinen Träumen gehört hatte: Harmonien, geschaffen aus jubilierendem Vogelgesang, raschelndem Laub, dem Pfeifen des Windes und dem dumpfen Rumpeln rollender Steine. Den Herzschlag der gesamten Welt. Die Musik des reinen Lebens.

Die Klänge ließen das bedrückende Geflecht widersprüchlicher Gefühle in seinem Inneren schmelzen.

»Es wird Zeit. Hier muss ich dich verlassen.«

Die beiden Männer erhoben sich, und für einen Moment herrschte eine kaum erträgliche Spannung zwischen ihnen.

Dann schlang Zeus die Arme um seinen Vater und klammerte sich an ihm fest wie an einem Stück Treibholz auf hoher See.

»Es tut mir leid, Vater.«

Die Art und Weise, wie sein Sohn die Worte aussprach, beruhigte Kronos. Er wollte sich aus der Umarmung lösen, doch die Bewegung ließ einen stechenden Schmerz in seinem Rücken aufflammen. Keuchend schnappte er nach Luft, aber seine Lunge wollte sich auch dann nicht füllen, als Zeus ihn losließ. Kraftlos sank er auf die Knie, stützte sich mit beiden Händen auf dem harten Gestein ab. Ein Hustenkrampf schüttelte ihn, und er sah Blut auf den Boden spritzen.

Reglos stand Zeus über ihm, Kronos' eigenes Messer in der zitternden Hand.

»W-wieso?«

»Für *unsere* Familie.« Kurz ließ die Trauer Zeus' Gesicht zu einer reglosen Maske erstarren, dann reckte er die Schultern und verkündete: »Ich bin Kronos, auserwählt, um einer der Zwölf zu werden.«

Voller Entsetzen riss Kronos den Mund auf; seine Tränen vermischten sich mit dem Blut, das zwischen seinen Lippen hervorquoll.

»Du kannst nicht ... Die Mutter wird ...«

»Gar nichts wird sie tun. Sie hat nichts getan, als Rhea starb, als die Pest das halbe Dorf ausgerottet hat, oder als ganze Familien durch die Missernten dem Hungertod erlegen sind. Der Mutter sind wir vollkommen egal. Genau wie dir.«

Nun sah Kronos nicht mehr den Jungen vor sich, den er großgezogen hatte, sondern nur noch eine verwilderte Kreatur, die in den Körper seines Sohnes geschlüpft war.

Das zunehmende Licht ließ Zeus' Gesicht aufleuchten. »Ich werde die Gaben des Apfels zu jenen bringen, die sie brauchen. Ich werde ihr Retter sein, der Beginn eines strahlenden Neuanfangs.«

Dann schleifte Zeus seinen Vater über das Plateau bis vor

an die Felskante. Kronos versuchte ihn abzuwehren, fand jedoch mit seinen blutverschmierten Händen nirgendwo Halt. Zeus schob ihn immer weiter, dann stieß er ihn in den Abgrund.

TEIL
EINS

I

SCHÄDEL UND KRONE

Danae saß geduckt im Eingang der Höhle. Die Nacht war wolkenlos, unzählige Sterne und eine schmale Mondichel leuchteten am Himmel. Auf diesem Hügel gegenüber der Akropolis hatte sie einen weiten Blick über ganz Athen. Selbst zu dieser späten Stunde herrschte in der Stadt noch reges Treiben. So viele Menschen, so viele miteinander verwobene und aufeinanderprallende Leben.

Drei Jahre waren vergangen, seit sie das letzte Mal hier gewesen war, doch die Erinnerung an ihr achtzehnjähriges Ich auf dem Weg nach Delphi hatte sie nie verlassen. Auch jetzt noch konnte sie die Furcht von damals spüren, als sie in Ketten vor einem Theater voller Menschen gestanden und darauf gewartet hatte, vom Meistbietenden abgeführt zu werden. Auch jetzt noch klangen ihr die schrecklichen Geräusche in den Ohren, mit denen die Jagdhunde von König Theseus dessen eigenen Sohn zerrissen hatten. Auch jetzt noch war ein Hauch der niederschmetternden Hoffnungslosigkeit in ihr verblieben, die sie damals erfasst hatte, als man ihr sämtliche Türen vor der Nase zuschlug. So wundervoll sie im Mondlicht auch aussehen mochte, diese Stadt der Reichen stank für Danae nur nach Verzweiflung, Scham und Pisse.

Eine weiße Feder schwebte an ihr vorbei, dann spürte sie den warmen Atem von Hylas auf ihrer Wange. Als sie sich

nicht rührte, knabberte das geflügelte Pferd sanft an ihrem Ohr.

»Ich weiß.« Ihr Blick richtete sich auf die Akropolis. Wie zwei unförmige Kolosse reckten sich dort der Athenetempel und der Palast von König Theseus zu den Sternen hinauf. »Zeit zum Aufbruch.«

Hylas war bereits gesattelt, Danaes wenige Besitztümer in den beiden Satteltaschen verstaut. Sattel und Taschen hatte sie in einer Kleinstadt bei Theben direkt vom Pferd eines Adligen gestohlen und dann an Hylas' Flügel angepasst.

Nun schob sie ein paar lose Haarsträhnen zurück in ihren Zopf und zog sich die Kapuze ihres schwarzen Sehermantels über den Kopf. Das lange Gewand verbarg die schlecht sitzende braune Tunika, die sie darunter trug – ebenfalls gestohlen, aus dem Waschkorb eines Bauern in Phrygien. Es war schon viel zu lange her, dass ihre Kleidung mit dem reinigenden Wasser eines Flusses in Berührung gekommen war. Und auch Hylas sah nach einem Jahr auf der Flucht nicht mehr ganz so prächtig aus: Sein einst glänzendes Fell war dreckverschmiert, sein Schweif voller Knoten, seine Mähne zerzaust.

»Wir haben es fast geschafft«, raunte sie ihm zu, während sie liebevoll seinen Hals streichelte.

Nachdem sie auf den Rücken des geflügelten Pferdes gestiegen war, sah sie sich noch einmal prüfend in der Höhle um, die ihr während der letzten fünf Tage Obdach geboten hatte. So lange war sie nicht mehr an einem Ort geblieben, seit sie ein Jahr zuvor aus dem Kaukasusgebirge geflohen war. Unwillkürlich musste sie an die Greifenhöhle denken, in der sie während des Aufstieges zu dem eisverkrusteten Gipfel Schutz gesucht hatte, auf dem sie schließlich Prometheus gefunden hatte – jenen Titanen, der zu ewiger Gefangenschaft verdammt worden war, nachdem er versucht hatte, die Sterblichen von der tyrannischen Herrschaft der Götter des Olymp zu befreien. Selbst jetzt noch klangen die Worte seiner Prophe-

zeiung in ihrem Geist wider: *Wenn der Prophet fällt und das knospende Gold keine Früchte trägt, wird die Letzte Tochter erscheinen. Sie wird die Herrschaft des Donners beenden und das Leuchfeuer sein, das die Menschheit befreit.*

Frustriert schloss Danae die Augen. Sie war bis ans Ende der Welt gereist, hatte ihre Freunde hintergangen und alles gegeben, um den Mann zu finden, von dem sie glaubte, er könne ihr bei der Erfüllung ihrer Bestimmung ein Lehrmeister sein. Aber der Titan hatte sie mit mehr Fragen als Antworten zurückgelassen. Eine davon nagte ganz besonders an ihr. Diese Frage hatte sie dazu getrieben, Flüsse und Berge zu überqueren, durch Städte und Dörfer zu ziehen, immer ängstlich darauf bedacht, dass weder Hylas noch sie die Aufmerksamkeit der Zwölf auf sich lenkten.

Danae öffnete die Augen. Heute Nacht würde sie endlich eine Antwort bekommen.

Wie immer vergrub sie ihre Finger in Hylas' schneeweißer Mähne und hielt sich fest. Es war riskant, in einer so hellen Nacht über die von Leben erfüllte Stadt zu fliegen, aber sie konnte es nicht länger aufschieben. Fünf Tage lang hatte sie sich in der Höhle versteckt, um den Palast auskundschaften zu können, sich die Patrouillenwege der Wachen einzuprägen und König Theseus zu beobachten. Heute dann hatte sie erfahren, dass er am Morgen die Stadt verlassen würde, um den König von Ätolien zu besuchen. Also hieß es: jetzt oder nie.

Sie presste ihre Fersen in Hylas' Flanken, der daraufhin über die felsige Ebene hinter der Höhle galoppierte, bevor er sich mithilfe seiner gefiederten Schwingen in den Himmel hinaufschwang. Danae wurde die Kapuze vom Kopf geweht, ihr Mantel flatterte hinter ihr im Wind. Doch ihr Gesicht blieb starr vor Anspannung.

Deinem Schicksal kannst du nicht entfliehen, mahnte die Stimme, die zusammen mit ihren Kräften in ihrem Inneren erwacht war.

Routiniert verdrängte Danae die Rüge und bereitete sich auf die Landung vor. Sobald Hylas' Hufe das Palastdach berührten, ließ sie sich aus dem Sattel gleiten und landete beinahe lautlos auf den Ziegeln.

»Rühr dich nicht vom Fleck«, flüsterte sie.

Hylas schüttelte den Kopf und ließ seine seidige weiße Mähne flattern, die vom Mondlicht mit silbernen Fäden durchzogen wurde.

»Du kriegst bald dein Futter, versprochen.«

Das Pferd musterte sie durchdringend, dann verzog es die Lippen.

»Und Wein.«

Nun drückte Hylas zufrieden das Maul in ihre offene Hand und knabberte an ihren Fingerspitzen. Danae konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Ihre gemeinsame Zeit hatte sie gelehrt, dass das Pferd eine ausgeprägte Vorliebe für Wein hatte. Und zwar puren Wein. Sicherlich war das eine Folge davon, dass es auf dem Olymp aufgewachsen war.

»Ich brauche nicht lange.«

Sie legte ihr schwarzes Sehergewand ab und verstaute es in den Satteltaschen, dann prüfte sie, ob ihr Messer noch immer sicher in ihrem Gürtel steckte. Schließlich löste sie ein mit einem Wurfhaken versehenes Seil vom Sattel und schlang es sich um den Arm. So leise wie möglich schlich sie dann die Dachschräge hinab, ganz hinunter bis zur Kante.

Direkt unter ihr breiteten sich die Straßen von Athen aus, ein wahres Meer aus funkelnden Lichtern. In der Stadt herrschte der Geräuschpegel einer sturmmutigen Steilküste: Vor den Kapeleia saßen fröhliche Gäste, bei Wein und Köstlichkeiten in laute Gespräche vertieft. Andere auf die späten Stunden spezialisierte Etablissements lockten ihre Kundschaft mit sanftem Kerzenschein und dem Versprechen, segensreiches Vergessen zu schenken.

Vorsichtig balancierte Danae an der Dachkante entlang und

zählte dabei ihre Schritte. Als sie die richtige Stelle erreicht hatte, befestigte sie den Wurfhaken an der überragenden Dachkante. Sobald sie sicher war, dass er genügend Halt bot, wickelte sie sich das Seil um den Oberschenkel und ließ sich dann langsam an eine Säule gestützt in die Tiefe gleiten, bis sie ein Fenster im zweiten Stock erreichte.

Die Fensterläden waren geschlossen, außerdem versperrten filigran gearbeitete Bronzeverzierungen ihr den Weg. Das war der schwierige Teil. Danae pendelte an ihrem Seil vor und zurück, bis der Schwung ausreichte, um sie direkt an die Läden heranzutragen. Sie schlug mit so viel Wucht gegen das Holz, das sie beinahe ihr Seil losgelassen hätte. Die Läden waren verriegelt.

Natürlich waren sie das. Schließlich lag dahinter das Schlafzimmer eines Königs.

Stumm verfluchte Danae ihre eigene Dummheit. Bei all ihrer akribischen Planerei hatte sie ein einziges Schloss außer Acht gelassen. Aber noch gab sie sich nicht geschlagen.

Während des letzten Jahres hatte sie einen Großteil ihrer Zeit damit verbracht, nach Antworten zu suchen. Doch sie hatte sich auch darin geübt, ihre Kräfte unter Kontrolle zu bekommen. Wo auch immer Hylas und sie sich aufhielten, hatte sie den Bäumen, Büschen und auch dem Vieh die Lebenskraft entzogen. Und mit jedem leuchtenden Faden, den sie verzehrte, erweiterte sich ihr Verständnis für ihre eigenen Kräfte und die Möglichkeit, sie als Waffe einzusetzen.

Bei der nächsten Pendelbewegung Richtung Fenster streckte sie den Arm aus und ließ dabei ein Knäuel aus Lebensfäden in ihre Hand fließen. Ihre Vorbereitung auf diesen Abend hatte den Wäldern rund um Athen einige tote Bäume beschert; allerdings hatte sie nicht damit gerechnet, ihre Kräfte bereits so früh einsetzen zu müssen. Schließlich wussten nicht einmal die Götter, wie viele Fäden sie brauchen würde, um sich einen Fluchtweg zu bahnen.

Ihre Hand schlug gegen den Fensterladen – das Holz zersplitterte, und die Bronzeverzierungen verbogen sich, als das Fenster nach innen aufflog und Danae bäuchlings auf dem gefliesten Boden landete. Ein riesiger Raum empfing sie, beherrscht von einem breiten Bett an der Wand. Bemalte Säulen stützten einen mit seidenen Vorhängen versehenen Bett Himmel.

Ohne zu zögern, sprang Danae auf und sammelte wieder etwas Lebensenergie in ihren Armen, die ihr die nötige Kraft verlieh, um einen schweren, üppig verzierten Tisch von der Wand aus bis vor die geschnitzte Flügeltür zu schieben.

Kaum hatte sie die Möbelblockade errichtet, spürte sie etwas Kaltes und Spitzes an ihrem Gesicht. Ganz langsam drehte sie sich um.

König Theseus drückte seine Schwertspitze gegen ihre Wange. Das silbrige Mondlicht zeichnete tiefe Schatten in sein Gesicht. Seine Nasenflügel bebten, während sich sein Mund verächtlich verzog. Splitternackt stand er vor ihr, leicht seitlich, sein Gewicht perfekt ausbalanciert. Dieser Mann wusste, wie man mit einer Waffe umging, und er war sich seiner Fähigkeiten so sicher, dass er nicht einmal nach den Wachen gerufen hatte. Aber Theseus war auch kein gewöhnlicher König. In seiner Jugend war er der größte Held von ganz Griechenland gewesen, bis ihm irgendwann Herakles, der sterbliche Sohn des Zeus, diesen Titel mit seinen wagemutigen Abenteuern abgenommen hatte. Trotzdem gab es Gerüchte, laut denen Theseus Orte gesehen hatte, an die sich nicht einmal Herakles gewagt hatte. Wollte man den Geschichten Glauben schenken, so war es ihm beinahe gelungen, die Göttin Persephone aus Hades' Palast in der Unterwelt zu entführen. Danae hoffte inständig, dass diese Geschichten wahr waren. Die Visionen des Omphalos-Steines, des letzten verbliebenen Obsidiansplitters, der einem kurze Einblicke in die Zukunft gewährte, hatten sie hierher nach Athen geführt. Möglicherweise bekam sie

nun endlich die Antworten, nach denen sie seit einem Jahr suchte.

Danae zuckte erschrocken zusammen, als es hinter ihr krachte. Die Türflügel schlugen gegen den schweren Tisch, da nun von außen dagegegehämmert wurde.

»Mein König! Seid Ihr verletzt?«

Noch bevor Theseus antworten konnte, sog Danae weitere Lebensfäden in ihre Hand und schleuderte ihn mit ihrer Hilfe quer durch den Raum. Er flog an dem bunt bemalten Bett vorbei und prallte gegen die Mauer. Trotzdem gelang es ihm noch, sie zu verletzen, bevor er sein Schwert verlor und es scheppernd über die Fliesen rutschte. Blutend hechtete Danae durch das Zimmer, setzte sich rittlings auf ihn und presste ihm ihr Messer an die Kehle. Leicht benommen und schwer atmend sah der König zu ihr hoch.

»Wo finde ich den Zugang zur Unterwelt?« Schon während sie die Frage stellte, spürte sie, wie ihre Energiereserven schwanden. Sie hatte ihre Kräfte hauptsächlich durch die Lebensfäden von Büschen und kleinen Tieren genährt. Doch selbst wenn sie große Bäume dazu benutzte, erreichte sie nicht einmal annähernd den Zustand, der sie erfasst hatte, nachdem sie die Lebensenergie einer Harpyie in sich aufgenommen hatte. Wie sehr sie sich danach sehnte, noch einmal ein solches Gefühl der Macht zu verspüren ... nichts auf dieser Welt wünschte sie sich mehr.

Der Tisch an der Tür glitt quietschend über die Fliesen, als die Wachen draußen ihre Anstrengungen verdoppelten. Ihr blieb nicht mehr viel Zeit.

Theseus starrte sie benebelt an. Unfassbar, dass dieser Mann einmal als Held gegolten hatte. Er hatte so gar keine Ähnlichkeit mit Herakles.

Danae drückte fester zu, und der beißende Schmerz der Klinge auf seiner Haut brachte schließlich eine gewisse Klarheit in den Blick des Königs.

»K-Kap Tenaro.«

Nun hatte sie ihre Antwort, doch noch ließ sie ihn nicht gehen.

»Und was ist dort unten? Hast du die Toten gesehen?«

»Ich ... habe es nur bis zum Styx geschafft.« Der Fluss an der Grenze zum Totenreich, an dessen Ufern angeblich die Seelen all jener umherwanderten, deren Körper unbestattet geblieben waren. Für einen Moment verlor Danae den Mut; Theseus war also gar nicht wirklich im Reich des Hades gewesen.

Sie glaubte beinahe zu spüren, wie unter ihrer Klinge das Blut durch die Adern des Königs pumpfte. Es wäre so einfach, nur eine kleine Bewegung aus dem Handgelenk. Sicher würde es bloß Minuten dauern, bis er verblutet war. Seine Lebensfäden warteten lediglich darauf, aus seinem Körper zu entkommen, um dann von ihrem aufgenommen zu werden. Schon bei der Erinnerung an diese Ekstase überlief sie ein wohliger Schauer.

Tu es, befahl ihr die Stimme. Er hat es verdient. Denk daran, was er seinem eigenen Sohn angetan hat.

Sofort erschien der leblose Körper von Hippolytus vor ihrem inneren Auge, geschunden und verstümmelt von Theseus' Hundemeute. Die Strafe dafür, dass der junge Mann eine Affäre mit seiner Stiefmutter gehabt hatte, Königin Phaedra. Danae biss sich so fest in die Wange, dass sie Blut schmeckte.

Wieder hallte ein lauter Knall durch das Zimmer.

Abwägend blickte Danae zum Fenster, dann fixierte sie wieder den zitternden König. Sie verpasste ihm einen harten Tritt zwischen die Beine. »Das war für Ariadne.« Auch ein Opfer von Theseus: Danae war der Mänade auf ihrer Heimatinsel Naxos begegnet. Viele Jahre zuvor hatte Theseus Ariadne aus ihrer Heimat Kreta mit sich genommen und sie mit einem falschen Eheversprechen in sein Bett gelockt, nur um sie dann allein auf Naxos zurückzulassen.

Theseus stöhnte wie ein verletzter Bulle, als Danae aufsprang. Sie hatte das Zimmer schon halb durchquert, als plötzlich der Tisch krachend gegen die Wand rutschte, die Tür aufflog und die in blaue Mäntel gehüllten Wachsoldaten hereinstürmten. Mit drei oder vier von ihnen wäre sie wohl fertig geworden, doch es waren acht bewaffnete Männer.

Hastig rannte sie Richtung Fenster, doch eine der Wachen packte sie am Bein und zerrte sie zurück. Danae rollte sich auf den Rücken, griff wieder einmal auf ihre Kräfte zurück und rammte beide Hände in den Boden. Die Fliesen zersprangen mit einer solchen Wucht, dass die Splitter sich in die Gesichter der Wachen gruben. Danae kam frei, erreichte das Fensterbrett und kletterte hinauf.

Sie bekam ihr Seil zu fassen und zog sich mit brennenden Fingern daran in die Höhe; sämtliche Muskeln ihres Körpers ächzten unter der Belastung. Verbissen ließ sie jeden Tropfen ihrer verbliebenen Kraft in ihre Arme fließen, um das Dach zu erreichen. Der Wurfhaken glänzte direkt über ihr im Mondlicht – sie hatte es fast geschafft. Doch dann ging ein Ruck durch das Seil. Danae klammerte sich fest, als es heftig zu pendeln begann. Unter ihr hatte sich eine der Wachen aus dem offenen Fenster gebeugt und zerrte an dem Seil.

Dann löste sich der Haken.

Das Seil glitt ihr aus den Fingern, und Danae sah das Fenster im zweiten Stock an sich vorbeiziehen. Ihr Schrei hallte durch die Dunkelheit, als sie haltlos in die Tiefe stürzte.

Doch anstatt sich auf den heranrasenden Steinplatten sämtliche Knochen zu brechen, landete sie mit einem dumpfen Knall auf Hylas' Rücken. Das Pferd schwankte kurz und stieß ein protestierendes Wiehern aus, bevor es sie mit kräftigen Flügelschlägen in den Himmel hinauftrug. Atemlos klammerte sich Danae an den Sattel, ihre Beine hingen in der Luft. Als sie endlich wieder zu Atem gekommen war, zog sie sich hoch, setzte sich zurecht und schlang beide Arme um Hylas' Hals.

»Bring uns zum Kap Tenaro«, flüsterte sie ihm zu.

Unter ihnen war der Palast inzwischen hell erleuchtet, in jedem Raum wurden die Lampen entzündet, während Wachen durch die Flure rannten.

Danae schrie auf, als ein Pfeil ihr Bein streifte. Ein Blick über die Schulter zeigte ihr, dass im Obergeschoss Soldaten in den offenen Fenstern standen, die Bögen gen Himmel gerichtet.

»Höher, Hylas, wir müssen höher steigen!«, drängte sie, als die nächste Salve an ihnen vorbeischoß.

Schnell brachte das geflügelte Pferd sie außer Reichweite – so hoch hinauf, dass sie nur noch ein Schatten vor dem perlweißen Antlitz des Mondes waren.

* * *

Die Morgendämmerung versengte die Wolken und ließ ihre Unterseiten wie glühende Kohlen aufleuchten. Stunden nachdem sie Athen hinter sich gelassen hatten, glitten Danae und Hylas über dem Saronischen Golf und der Peloponnes dahin, bis sie schließlich in den Wäldern der Argolis landeten. Sie hatten zwar erst die Hälfte der Strecke bis Tenaro hinter sich gebracht, aber beide brauchten dringend eine Ruhepause.

Für Danae war Erschöpfung inzwischen so selbstverständlich geworden wie das Atmen. Auch jetzt nahm sie die Schmerzen in ihren Beinen kaum wahr, als sie aus dem Sattel glitt. Sie schleppte sich zu dem silbrig schimmernden Bach, den sie aus der Luft zwischen den Bäumen erspäht hatte. Dort sank sie auf die Knie, und gemeinsam mit ihrem geflügelten Pferd trank sie direkt aus dem Strom. Das Wasser war so kalt, dass für einen Moment ihr ganzer Mund taub wurde. Als der schlimmste Durst gestillt war, holte sie einen kleinen Sack mit Gerstenkörnern aus den Satteltaschen und hängte ihn an einem Baum auf, damit Hylas fressen konnte.

Während das Pferd vergnügt kaute, verschwand Danae im

Wald. Zwar achtete sie darauf, Hylas nicht aus den Augen zu verlieren, ging aber so weit fort, dass ihr Freund nicht sehen konnte, was sie nun tun musste.

Mit gespreizten Fingern drückte sie ihre Hände an den Stamm einer großen Eiche und griff nach den Lebensfäden des Baumes. Wie üblich stieß sie dabei auf Widerstand, denn der Baum war stark und gesund. Doch am Ende beugte er sich ihrem Willen, wie sie es alle taten. Ihr entkam ein leises Keuchen, als die Energie in sie hineinströmte und den Schmerz aus ihren Rippen vertrieb, die nach dem harten Aufprall auf Hylas' Rücken spürbar gepocht hatten. Und während die gestohlene Kraft durch ihre Adern strömte, fielen rund um Danae braune, vertrocknete Blätter von den Ästen und sanken zu Boden wie verschmutzter Schnee. Die gerade erst gekeimten, grünen Eicheln schrumpften ein und prasselten herab. Aus ihnen würden nun niemals starke Bäume werden.

Körperlich gestärkt, doch mit Trauer im Herzen wandte sich Danae schließlich von der ausgezehrteten Eiche ab. Was sie tat, diente nur ihrem Überleben, doch mit jedem toten Baum und jedem leblosen Tier, das sie zurückließ, wuchs auch der drückende Knoten der Scham in ihrem Inneren. Sie war wie eine Seuche – sie brachte den Tod, wohin sie auch ging.

Wieder am Fluss, holte sie zwei Trinkschläuche aus den Satteltaschen. Ihr waberndes Spiegelbild zerfiel in tausend Stücke, als sie die Wasseroberfläche durchbrach und die Schläuche füllte. Doch trotz Schmutz und Verzerrung zeigte ihr dieses Spiegelbild ein Gesicht, das sich kaum verändert hatte, seit sie vor drei Jahren aus Naxos geflohen war.

Es gibt keine Götter. Ihre Hände begannen zu zittern, als die Stimme wiederholte, was Prometheus ihr kurz vor seinem Tod auf dem Gipfel im Kaukasus gestanden hatte. *Es hat immer nur Sterbliche gegeben, und jene Sterbliche, die dazu ausersehen waren, Titanen zu werden ... Und das bist du ... eine Titanin.*

Wie immer regte sich Widerspruch in ihr. Prometheus' Behauptung, die Götter, die Titanen und sie seien gleich, konnte nicht wahr sein. Ja, die Zwölf hatten gelogen, als sie die Titanen zu monströsen Riesen erklärt hatten, denn Prometheus hatte vollkommen menschlich gewirkt, genau wie sie. Und selbst wenn die Götter in Wahrheit Titanen waren und damit nicht anders als die Feinde, die sie in ihrer Schlacht um die Herrschaft über diese Welt besiegt hatten, konnte sie doch keine von ihnen sein. Prometheus und die Olympier lebten bereits seit Jahrhunderten, sie waren unsterblich.

Nein, raunte die Stimme. Nicht unsterblich.

Die Götter und Titanen alterten vielleicht nicht, doch Prometheus' Tod bewies, dass man sie töten konnte.

Abwehrend schüttelte Danae den Kopf. Selbst dann war sie nicht wie sie.

Ihr unverändert jugendliches Gesicht blickte ihr beinahe höhnisch aus dem Wasser entgegen. Sowohl Phineus – der Vater ihres treuen Freundes Manto, der sich geopfert hatte, um sie vor den Harpyien zu retten – als auch die Priesterin des Orakels von Delphi waren durch den ständigen Gebrauch des Omphalos-Steines stark gealtert. Sie hingegen nicht. Prüfend tastete sie mit nassen Fingern die Haut an Augen, Mund und Wangen ab; glatt und unverändert. Ganz egal, wie weit und ängstlich sie floh, der Fluss der Zeit ließ sie unberührt.

Unwillkürlich fragte sie sich, wie ihre Schwester wohl inzwischen aussehen würde. Alea wäre nun zweiundzwanzig. Wäre die Ähnlichkeit zu ihrer Mutter noch größer geworden, wenn sie nicht gestorben wäre? Oder hätten sich mit jedem Jahreslauf deutlichere Spuren ihres Vaters in ihren Zügen gezeigt? Dann wanderten Danaes Gedanken weiter zu ihrem kleinen Neffen Arius, der an seinem ersten Geburtstag aus dem Bett ihrer Schwester geraubt worden war. Alea war fest davon überzeugt gewesen, dass Zeus sein Vater war, und es hatte ihr das Herz gebrochen, als der Junge von einem Schat-

ten entführt worden war und sein allmächtiger Vater nichts getan hatte, um das zu verhindern. Danae wusste bis heute nicht, was aus Arius geworden war, ob er noch lebte oder bereits tot war.

Die Stimme drängte sich in ihre Gedanken, indem sie noch einmal Prometheus' letzte Worte wiederholte: *Apollo fährt nicht mit einem Sonnenwagen über den Himmel. Ja, Hades herrscht in der Unterwelt, aber es gibt dort kein Leben nach dem Tod.*

»Es reicht!« Wütend sprang sie auf, ging zu den Satteltaschen hinüber und verstaute mit fahrigem Bewegungen die gefüllten Trinkschläuche.

Die Stimme lag falsch, genau wie Prometheus falschgelegen hatte. Alea musste in der Unterwelt sein. Und das würde sie auch beweisen.

Hylas hob den Kopf aus dem Futtersack, wieherte leise und kam dann zu ihr herüber. Tröstend legte er den Kopf auf ihre Schulter. Danae schlang die Arme um seinen Hals und vergrub die Nase in seiner Mähne. Hinter ihm brachen goldene Sonnenstrahlen durch das Laub der Bäume und zauberten tanzende Lichtflecken auf das Wasser des Baches.

Ihr wurde erst bewusst, dass sie weinte, als Hylas den Kopf zurückzog und das Salz von ihren Wangen leckte.

»Nein, ich heule nicht. Du stinkst einfach nur schrecklich.«

Das empörte Schnauben des Pferdes entlockte Danae ein Lächeln. Hylas war mit Abstand das intelligenteste Tier, dem sie je begegnet war. Nicht nur schien er die Sprache der Menschen wirklich zu verstehen, er hatte auch das gesamte Land wie auf einer riesigen Karte in seinem Gedächtnis abgespeichert. Seit ihrer Begegnung mit Prometheus hatte Danae nicht mehr als vereinzelt Sätze mit anderen Menschen ausgetauscht oder war zu Gewalt gezwungen gewesen, wenn sie auf andere traf. Und so war das Pferd, ohne dass es ihr bewusst gewesen wäre, zu ihrem besten Freund geworden. Deshalb wollte sie gerne glauben, dass auch er diese Verbindung

spürte und darum nicht einfach auf den Olymp zurückgekehrt war. Doch egal, aus welchem Grund er weiter an ihrer Seite blieb – sie war dankbar dafür. Sie hätte nicht gewusst, was sie ohne ihn tun sollte.

Nun nahm sie ihm den Sattel ab, damit er das drückende Leder für eine Weile los war, und setzte sich dann an das Ufer des Baches.

Da sie Athen so überstürzt verlassen hatten, wurde ihr jetzt erst bewusst, wie nah sie dem Zugang zur Unterwelt nun endlich gekommen war. Natürlich war ihr immer klar gewesen, dass es nicht einfach sein konnte, doch sie hatte nicht damit gerechnet, dass ihre Suche so lange dauern würde. Ihre ersten beiden Versuche, dem Omphalos-Stein zu entlocken, wie sie in das Königreich des Hades eindringen könnte, hatten nur unverständliche Visionen hervorgebracht. Beim dritten Mal dann hatte ihr der Stein eine zwölfstrahlige Sonne über einem gekrönten Totenschädel gezeigt, was sie nach Athen geführt hatte. Es war nicht allgemein bekannt, dass König Theseus bereits in die Unterwelt gereist war, da dieser Versuch nicht zu jenen Heldentaten gehörte, die durch Lieder oder auf Tonkrügen verewigt worden waren. Doch nachdem sie eine Weile in den richtigen Kapeleia herumgegangen und die richtigen Fragen gestellt hatte, war sie schließlich auf die Geschichte gestoßen.

Ihr Blick streifte die Satteltaschen. Hylas hatte es sich im Schatten eines Baumes bequem gemacht und den Kopf an die Brust gezogen. Müde fuhr sich Danae mit der Hand über das Gesicht. Sie sollte sich ausruhen. Morgen würden sie zum Kap Tenaro fliegen, und was sie dort erwartete, würde ihr all ihre Kraft abverlangen. Trotzdem schoben sich ihre Finger beinahe von selbst in die Satteltasche.

Nur noch ein einziges Mal.

Fast schon verstohlen holte sie den Omphalos-Stein heraus. Neben dem Zugang zur Unterwelt hatte Danae den Stein

noch nach etwas anderem gefragt. Auch hier hatte sie keine Antwort erhalten, und sie zögerte, die Frage noch einmal zu stellen. Ihr Herzschlag beschleunigte sich, und sie bekam feuchte Hände.

Schließlich zog sie das Tuch auseinander, in das der Obsidian eingewickelt war, und ließ ihn in ihre offene Hand rollen. Sobald er ihre Haut berührte, wurden ihre Lebensfäden in ihn hineingesogen, zusammen mit ihrem Bewusstsein.

Frei in der dunklen Leere schwebend, fragte sie: »Wo befindet sich die Seele meiner Schwester?«

Ihr körperloses Selbst zitterte in der Erwartung, diesmal eine andere Antwort zu erhalten.

Doch diese Hoffnung verpuffte, als sich die leuchtenden Fäden zu genau dem Bild verwoben, das ihr auch schon beim ersten Mal gezeigt worden war.

Knorrige Äste, behangen mit Äpfeln. Ein leuchtender Baum, der ständig in Bewegung war. Schimmernd ragte er über ihr auf, während die strahlenden Fäden Stamm, Blätter und Äste zeichneten, und schließlich die reifen goldenen Früchte.

Die Vision endete abrupt, als Hylas mit der Schnauze gegen ihre Hand stieß. Der Omphalos-Stein rollte ins Gras, und Danae wurde von heftigem Schwindel gepackt, als sie versuchte, sich zu orientieren. Hylas stand mit gespreizten Flügeln vor ihr und erhob sich wiehernd auf die Hinterbeine.

Dann begriff sie, warum das Pferd sie so brutal in die physische Welt zurückgeholt hatte.

Vor dem dämmerigen Morgenhimmel zeichneten sich zwei dunkle Gestalten ab, die sich schnell näherten.

Hastig sprang Danae auf, die Energie kribbelte einsatzbereit in ihrer Hand. Natürlich war ihr bewusst gewesen, dass es Risiken mit sich brachte, wenn sie fünf ganze Tage in Athen blieb. Aber sie war vorsichtig gewesen, verdammt vorsichtig sogar.

Die Harpyien hatten sie trotzdem gefunden.

2

EINE VERTRAUTE MELODIE

Danae schleuderte die Lebensfäden himmelwärts und schickte den Harpyien einen heftigen Windstoß entgegen – eine von ihnen wurde so in die Bäume am anderen Ufer geweht, die andere aber konnte dem Luftstrom ausweichen, indem sie die ledrigen Schwingen einzog und wie ein Speer auf ihr Ziel zuhielt. Mit einem schrillen Kreischen traf sie auf Danae und bohrte ihr die Krallen in beide Oberschenkel. Obwohl die Schmerzen bis zu ihren Füßen hinabschossen, konnte Danae sich auf den Beinen halten und die Harpyie durch einen weiteren Energiestoß gegen den nächsten Baum schleudern. Hylas sprang mit einem triumphierenden Wiehern aus dem Wald hervor und wollte die Harpyie in die schuppige Brust treten.

»Nein, Hylas, bleib zurück!« Taumelnd vor Schmerzen schleppte sich Danae voran. Ihr Freund durfte auf keinen Fall verletzt werden. Sich selbst konnte sie heilen, indem sie fremde Lebensfäden in sich aufnahm, aber bei anderen gelang ihr das nicht.

Sie stürzte sich auf die Harpyie, bevor die auch nur eine Chance hatte, sich aufzurappeln. Hylas verschwand wieder im Wald. Die schartigen Zähne der gefallenen Kreatur waren mit Blut beschmiert, und in ihren gelben Augen flackerte kalter Zorn. Danae zog ihr Messer und rammte es der Harpyie in den zerschmetterten Brustkasten. Sobald die Flügel nicht mehr

zuckten, drückte sie ihre Hände rechts und links von der Waffe auf den Körper der Harpyie und rief die bereits flüchtigen Lebensfäden zu sich.

Ja, säuselte die Stimme. Oh ja.

Doch bevor es ihr gelang, die gesamte Energie der Kreatur in sich aufzusaugen, flammte in Danaes Schulter ein stechender Schmerz auf, und sie wurde von ihrem Opfer fortgerissen. Die zweite Harpyie schlug ihre Krallen in das feste Fleisch unter Danaes Schlüsselbeinen und zerrte sie mit sich. Höher und höher stieg sie hinauf, während Danae mühsam nach Luft rang. Sie schickte blind einen Luftstoß nach oben, traf jedoch nicht.

Der Schmerz pochte dumpf wie eine Kriegstrommel. Während der Bach unter ihr zu einem schmalen, schimmernden Band zusammenschrumpfte, spürte Danae, wie ihre Kräfte schwanden.

Der Bach ...

Keuchend sammelte sie ihre verbliebenen Energiefäden und ließ sie wie ein schimmerndes Seil herabfallen, bis sie tief in das Wasser hineinglitten. Dann holte sie das Seil ruckartig wieder ein. Begleitet von ihrem gequälten Schrei schoss das Wasser in die Höhe, als würde es aus einer unsichtbaren Quelle gepresst.

Die Wasserfontäne erfasste sie beide und schleuderte sie herum wie Samenkörner in einer Windhose. Die Harpyie zog ihre Krallen ein und versuchte sich mit verzweifelten Flügelschlägen in der Luft zu halten, aber eine ihrer Schwingen hing schlaff herab.

Danae hingegen ließ sich von dem nun wieder dahinströmenden Bach auffangen und sank bis zum Boden. Der Schock war so groß, dass ihr Körper ihr nicht gehorchte und versuchte, nach Luft zu schnappen. Doch bevor sich ihre Lunge ganz mit Wasser füllen konnte, wurde sie an die Oberfläche gezogen; Hylas hatte mit den Zähnen ihren Mantel gepackt. Die Schmer-

zen in ihrer Schulter waren so stark, dass sie kaum den Arm heben konnte, um sich ans Ufer zu ziehen, aber der Drang nach Luft trieb sie an. Wie ein erlegter Fisch fiel sie ins Gras, wo sie hustete und spuckte, bis endlich wieder süße, lebensspendende Luft in ihre Lunge strömte. Kraftlos rollte sie sich auf den Rücken und starrte in den sonnigen Himmel hinauf, wo sich die einsame Harpyie taumelnd wie ein Schmetterling entfernte.

Ein leises Wiehern und ein sanfter Stupser am Rücken sorgten dafür, dass sich Danae ächzend auf den Bauch rollte. Mühsam stemmte sie sich hoch, schleppte sich zum nächsten Baum und schlang die Arme um den Stamm. Die wenigen Sekunden, in denen der Baum um seine Fäden kämpfte, kamen ihr endlos vor, jede durch die Schmerzen so lang wie ein ganzes Jahrhundert. Doch schließlich floss der vertraute, kribbelnde Strom in ihre Glieder, und ihr Fleisch heilte sich. Als sie sich von dem verdorrten Baum löste, war ihre Tunika zwar noch immer blutig und zerrissen, aber der Körper darin war vollkommen wiederhergestellt.

Hylas beobachtete sie stumm. An seinen weißen Nüstern klebte Blut, und in seinen Augen spiegelte sich Trauer.

Danae ertrug es nicht, ihn anzusehen. Beschämt suchte sie den Boden ab und entdeckte den Omphalos-Stein zwischen ein paar toten Blättern. Erleichtert bückte sie sich und wickelte ihn in den Saum ihres Mantels, um ihn gefahrlos aufheben zu können.

»Wir müssen weiter.« Sie verstaute den Stein in einer der Satteltaschen und wollte sie Hylas auf den Rücken legen.

Der schüttelte protestierend den Kopf und wich zurück.

»Ich weiß, wir brauchen beide etwas Ruhe, aber wir können hier nicht bleiben. Die letzte Harpyie wird ihrem Herrn Bericht erstatten. Die Zwölf werden mich holen kommen ...« Ihre Stimme zitterte. Trotz der gerade erst aufgesogenen Energie war sie plötzlich unfassbar müde. »Bitte, Hylas.«

Das Pferd blinzelte zögernd, dann kam es einen Schritt auf sie zu.

»Ich danke dir«, sagte Danae leise, während sie den Sattel über seine Flügel hinweghob und den Gurt um seinen Bauch schlang. Dann versuchte sie, mit dem Saum ihrer nassen Tunika das Blut von seinen Nüstern zu wischen, verteilte das klebrige Rot jedoch bloß weiter in seinem weißen Fell. Betreten ließ sie die Hand sinken.

»Tut mir leid.«

Hylas knabberte an ihrem Ohr – spürbar fester als sonst, aber noch immer freundschaftlich. Dann schob er seinen rechten Flügel nach unten, damit Danae sich in den Sattel schwingen konnte. Sobald sie auf seinem Rücken saß, vergrub sie die Finger in seiner Mähne.

»Bring uns in die Unterwelt.«

* * *

Das Kap Tenaro – ein rauer, karger Landstrich an der äußersten Südspitze der griechischen Halbinsel – bot ihnen kaum Schutz.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Danae Hylas auf einem Felsplateau landen ließ, das zwar in der Nähe, aber nicht in Sichtweite der umfriedeten Ortschaft lag. Einen Strand hatte sie nirgendwo gefunden, der Landzipfel wurde an allen Seiten von steilen Klippen und dem in kraftvollen Wogen heranbrandenden Meer begrenzt.

Zögernd musterte Danae ihren Freund. Einerseits wollte sie ihn nicht so ungeschützt zurücklassen, andererseits wusste sie, dass sie besser nicht mit einem geflügelten Pferd in einem fremden Städtchen auftauchen sollte. Also holte sie zunächst einmal ihren Geldbeutel aus den Satteltaschen und löste die Spange ihres Mantels. Sofort fuhr der Wind über ihre Haut, und sie fröstelte. Sie drapierte den schwarzen Stoff so über Hylas' Rücken, dass er seine Flügel bedeckte. Eine jämmer-

liche Tarnung, das war ihr klar, aber doch hoffentlich ausreichend, um möglicherweise Vorübergehende davon zu überzeugen, dass er ein ganz gewöhnliches Pferd war.

Hylas wieherte müde, woraufhin sie ihm beruhigend den Hals streichelte. »Ich werde nicht lange weg sein, versprochen.«

Seine Antwort war ein träges Blinzeln; die weißen Wimpern glitten langsam über seine großen braunen Augen.

Schweren Herzens wandte Danae sich ab, doch schon während sie auf das Städtchen zulief, konzentrierte sie sich wieder ganz auf ihren Plan – die Suche nach etwas zu essen und dem genauen Standort des Zugangs zur Unterwelt. Und da es keinerlei militärische Befestigungen gab, entpuppte sich Tenaros Stadtmauer dank Danaes Erfahrung als Felsenkletterin als kein sonderlich großes Hindernis.

Tenaro war berühmt für seinen grünen Marmor, weshalb die ganze Stadt vom Klopfen der Steinmetze widerzuhallen schien. Schon als sie über das Kap hinweggeflogen waren, hatte Danae mehrere Minen in den Hügeln ringsum entdeckt. Und obwohl das Städtchen nicht sonderlich groß war, wurde schnell deutlich, welchen Wohlstand der exklusive Rohstoff mit sich brachte: Die Häuser waren aus glänzendem Stein erbaut, die Fassaden makellos, die Straßen sauber gefegt. Über vielen Türen hingen Talismane aus dem kostbaren Stein: Delfine, kleine Hammer, das allsehende Auge der Zwölf. Die Menschen auf den Straßen waren gut gekleidet und wirkten gesund. Bei den Frauen war vor allem der lange, schwere Peplos in kräftigen Farben beliebt. Und angenehmerweise war es hier selbst mitten am Tag noch ruhiger als in Athen bei Nacht.

Sobald sie die Mauer überwunden hatte, hielt sich Danae im Schatten. Am Ende der vierten Straße entdeckte sie schließlich das Schild eines Kapeleion. Zögernd blieb sie stehen. Genau wie in Athen würde sie in dem Gasthaus vermutlich am

ehesten die gesuchten Auskünfte bekommen, da der Wein oft die Zungen der Gäste lockerte. Andererseits erregte sie in ihrer blutverschmierten und zerfetzten Tunika jetzt schon mehr Aufmerksamkeit, als ihr lieb war. In dieser Aufmachung war sie dort also sicher nicht willkommen.

Deshalb wanderte sie in östlicher Richtung weiter, eine breite, steil ansteigende Straße hinauf, die sie in die Ortsmitte führte, wo sie auf den Marktplatz stieß. Viele Ladenbesitzer hatten unter ihren bunten Markisen mit Waren beladene Tische aufgestellt. Danae prüfte das Angebot mehrerer Händler, bis sie schließlich fand, wonach sie suchte.

Einen Moment später ließ sie einen kurzen heftigen Windstoß über den Tisch der Tuchverkäuferin gleiten, sodass die bunten Stoffe wie ein Regenbogen in die Luft geschleudert wurden. Mit einem entsetzten Schrei wollte die Frau ihre Waren auffangen, musste aber die meisten vom staubigen Boden aufsammeln. Während die anderen Ladenbesitzer ihr zu Hilfe eilten, schnappte sich Danae einen Ballen dunkelblauen Wollstoff und floh damit. Im Grunde hätte sie noch genügend Geld gehabt, um den Stoff zu kaufen, aber da die Münzen in ihrem Beutel immer weniger wurden, hatte sie irgendwann beschlossen, nur noch das zu bezahlen, was sie nicht stehlen konnte.

Abseits des belebten Marktplatzes versteckte sie sich in einer schmalen Gasse, faltete den gestohlenen Stoff und wickelte sich darin ein, um anschließend die schäbige Kleidung abzustreifen, die sie darunter trug. Mit den Spangen und dem einfachen Gürtel ihrer alten Tunika gelang es ihr, sich ein Gewand zu schaffen, das dem von Tenaros Frauen bevorzugten Peplos ähnelte. So getarnt, kehrte sie zu dem Kapeleion zurück, das sie zuvor entdeckt hatte.

Das Dämmerlicht im Inneren des Gasthauses war nach dem grellen Licht draußen eine wahre Wohltat. Nur wenige Gäste hatten sich in den kleinen Schankraum verirrt: In einer

Ecke hatte eine Gruppe Männer offenbar gerade ihre Mahlzeit beendet; auf einem Teller lagen noch Reste von gesalzenem Fisch und Fladenbrot, außerdem stand zwischen den Weinbechern ein Schälchen Olivenöl. Am Kamin saß ein weiterer Mann, der leise auf einer siebensaitigen Kithara spielte. Und jenseits des Feuers hockte noch ein Gast, der sich die Kapuze seines fadenscheinigen grünen Mantels tief ins Gesicht gezogen hatte. Sein Fuß wippte im Takt der Melodie.

Danae ging zum Wirt hinüber, einem schlanken Mann mit dunkler Haut. Sie holte einen Obolus aus ihrem Beutel und streckte ihn dem Mann entgegen. »Einen Becher Wein.«

Der Wirt musterte sie kurz, steckte das Silber ein und nickte. »Alles klar.«

Während er ihren Wein einschenkte, suchte sich Danae einen Tisch, der möglichst weit von der speisenden Gruppe entfernt stand. Als der Wirt ihr den Wein brachte, sprach sie ihn mit gedämpfter Stimme an: »Ich habe gehört, dass Tenaro nicht nur für seinen Marmor berühmt ist. Angeblich gibt es hier eine ... Pforte.«

Die Hand des Wirtes zitterte leicht, als er den Becher abstellte. Stumm sah er Danae an, berührte kurz seine Stirn und wandte sich ab.

»Warte.« Ihre Hand verschwand in ihrem Peplos, dann schob sie eine goldene Drachme über den Tisch. »Wo die herkommt, gibt es noch mehr«, log Danae.

In Wahrheit befanden sich nur noch drei Oboli in dem Beutel, den sie in Korinth im Tausch gegen den Ring von Königin Phaedra bekommen hatte. Eigentlich hatte sie vorgehabt, diesen restlichen Reichtum in eine gute Amphore Wein für Hylas zu investieren, aber das hier war wichtiger.

Gierig griff der Wirt nach der Münze. »Da musst du Antigonos fragen, der ist vielleicht töricht genug, um dich hinzuführen.« Er deutete auf einen kahlköpfigen Mann mittleren Alters, dessen Haut an rissiges Leder erinnerte; er ge-